

»Es gibt immer etwas Gemeinsames, davon bin ich überzeugt«

Ein interdisziplinäres Gespräch über Artikulation,
Sinne und darüber, Gemeinsames zu erleben

Merle Boedler, Sophie Halcour & Diana Lengersdorf

Im Sommer 2025 sind wir über eine Videokonferenzplattform zusammengekommen mit dem Ziel, durch ein gemeinsames Gespräch¹ einen alternativen Weg der Darstellung von Erkenntnissen auszuprobieren. Im Untertitel haben wir dafür den sprachlichen Zusammenhang »Gemeinsames erleben« gewählt. Damit wollen wir einmal begrifflich auf die Ebene des Erlebens abzielen, die für das Denken im Graduiertenkolleg *Geschlecht als Erfahrung. Konstitution und Transformation gesellschaftlicher Existenzweisen* zentral ist. Zugleich verdeutlichen wir auf diese Weise, dass im Graduiertenkolleg ein miteinander verbundenes Erleben möglich ist, etwas, das wir gemeinsam teilen. Das folgende Gespräch wird dieses Gemeinsame sichtbar machen, wie wir es erleben, aber auch, wie wir es immer wieder befragen, denn uns ist bewusst, dass dieses Gemeinsame einen Anteil voraussetzt. Dieser Anteil beruht nicht allein auf den vertraglich gesicherten Stellen von Merle Boedler und Sophie Halcour als Kollegiat*innen im Graduiertenkolleg, sondern auch auf der Herstellung eines geteilten Sinns, eines gemeinsamen Bedeutungsraums. Um mit Jacques Rancière (2002: 25f) zu sprechen, gilt es dann auch, sich immer wieder der Frage zu stellen, »wie ein Gemeinsames sich der Teilhabe öffnet, und wie die einen und die anderen daran teilhaben«. Auch unser Graduiertenkolleg ist kein herrschaftsfreier Raum und auch das hier schreibende Autor*innenkollektiv ist von Herrschaftsverhältnissen durchzogen. So ist Diana Lengersdorf die von der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld ernannte Betreuerin der Promotionen von Merle Boedler und Sophie Halcour.

Im Zentrum unseres Gesprächs soll der Begriff der Artikulation stehen, mit dem wir uns gerade intensiv auseinandersetzen. Außerdem wollen wir einen Schwerpunkt auf die verschiedenen disziplinären Zugänge legen, die in unseren akademi-

1 Das Gespräch wurde am 12. August 2025 geführt, aufgezeichnet, transkribiert und redaktionell bearbeitet. Wir danken Kathrin Wilhelm für die Transkription.

schen Biographien eine Rolle spielen. So hat Sophie Halcour vor der Promotion in Soziologie einen Master in Gender & Queer Studies absolviert, zuvor aber auch Medizin studiert und als Ärztin gearbeitet. Merle Boedler absolvierte vor der Promotion in Soziologie ebenfalls einen Master in Gender & Queer Studies und studierte davor Soziale Arbeit. Und Diana Lengersdorf studierte neben Soziologie auch Psychologie und Volkswirtschaftslehre. Das Spannende am gemeinsamen Erleben im Graduiertenkolleg ist gerade, wie die zahlreichen Verbindungen hergestellt werden, die das *Wir* formen. Um mit Donna Haraway (2018) zu sprechen, spielen wir zusammen ein Fadenspiel. Wir nehmen die Fäden des Graduiertenkollegs auf: manchmal lose, manchmal sehr eng, dann lassen wir auch einmal einen Faden fallen oder greifen falsch. Wir machen gemeinsam weiter, unabhängig davon, ob das Muster in unseren Händen schön gedacht ist oder für alle gleich viel Sinn ergibt. Wir machen gemeinsam weiter, weil es Spaß macht, zusammen zu denken, unterschiedliche Positionen zu diskutieren und auch mal einen Streitpunkt auszuhalten.

Diana: Unser Ausgangspunkt ist unser Graduiertenkolleg, das *Geschlecht als Erfahrung* zum Thema macht. Wir interessieren uns dabei vor allen Dingen für das geschlechtliche und vergeschlechtlichte Erleben und dafür, dass dieses Erleben und das Erfahren auch etwas ist, was sich artikuliert oder das artikuliert wird oder vielleicht sogar artikuliert werden muss. Auch diese Frage, inwiefern in bestimmten sozialen Situationen Artikulationsgelegenheiten existieren – nicht nur Gelegenheiten, sondern auch Zwänge, Dinge zu artikulieren. Darüber denken wir ja schon länger nach. Also die Frage, wie Geschlecht und Erfahrung zusammenhängen, wie Erfahrung konzeptionalisiert wird im Zusammenhang mit Geschlecht. Und vielleicht steigen wir in das Gespräch so ein, nämlich mit der Frage: Wie wird das bei euch relevant in Euren Forschungen. Also vielleicht erzählt ihr erstmal.

Sophie: In meinem Dissertationsprojekt geht es um Care-Praktiken in der ambulanten Gynäkologie und in dem Zusammenhang um vergeschlechtlichende Subjektivierungen – und auch um Fragen von gewaltvollen versus. transformativen Praktiken in diesen Räumen. Ich führe dafür teilnehmende Beobachtungen in verschiedenen gynäkologischen Praxen durch, das bedeutet, ich untersuche nicht mit Interviews, wie sich Erfahrungen von Personen in der Gynäkologie oder mit der Gynäkologie sprachlich artikulieren, sondern ich schaue mir das auf der Ebene von Praktiken in gynäkologischen Institutionen an. Fragen von Artikulationen begegnen mir da vor allem auf der Ebene, was in diesem institutionalisierten und von Macht durchdrungenen Kontext von wem artikuliert werden kann und was nicht. Und auch, wie du es erwähnt hast, mit diesen Zwängen der Artikulation: zu welchen Artikulationen werden Patient*innen aufgefordert. Mir fällt das in meiner Feldforschung ganz stark auf im Kontext von Anamnese, also was für Fragen werden den Patient*innen überhaupt gestellt? Was für Artikulationsaufforderungen gibt es?

Und bezogen auf geschlechtliche Existenzweisen: Was wird da überhaupt zur Auswahl gestellt? Was ja schon anfängt, wenn Menschen aufgerufen werden aus dem Wartezimmer oder wenn digitale Patient*innenakten angelegt werden. Wie kann sich da zum Beispiel eine geschlechtliche Existenzweise abseits der Cisnormativität artikulieren bzw. die Artikulation von Geschlecht generell auch zurückgewiesen werden? Was ich jetzt mal so »strukturelle Artikulationsvoraussetzungen« nennen würde, die es da in dieser Institution gibt. Und dann interessiert mich auf jeden Fall – weil mich ja auch Fragen von Gewaltförmigkeit umtreiben –, wie eine vergeschlechtlichte respektive gewaltvolle Erfahrung in diesem Raum artikuliert werden kann, welche Möglichkeiten über eine sprachliche Artikulation hinaus dafür zur Verfügung stehen und ob ich das dann überhaupt noch als Artikulation verstehen kann. Das ist auch für mich eine sehr große Frage, weil ich diesen Begriff, glaube ich, auch noch nicht ganz durchdringe. Ich habe mich dann nämlich gefragt, wie wir im Graduiertenkolleg Modalitäten der Artikulation fassen wollen. Als Beispiel einer Modalität hatten wir emotionale Artikulation, also zum Beispiel Weinen und Lachen, diskutiert. Da frage ich mich: Würde ich das im Feld als Artikulation einer gewaltvollen Erfahrung werten, wenn eine Person Schmerz äußert und weint? Also ich habe mir in Vorbereitung auf unser Gespräch nochmal angeguckt, wie im medizinischen Kontext eigentlich Artikulation definiert wird. Und da fand ich spannend: Es wird unterschieden zwischen Phonation, das ist die Stimmbildung. Also da entstehen Laute im Kehlkopf, dadurch, dass die Stimmbänder durch hindurchströmende Luft zum Schwingen gebracht werden, und Artikulation wird dann beschrieben als die Stimmformung. Das heißt, dass im Mund- und Rachenraum durch Stellung der Lippen und der Zunge diese Laute, die noch »unspezifisch« sind, zu etwas gebracht werden, was von der Umwelt verstanden werden kann. Für mich ist in dieser Definition der Knackpunkt, dass es irgendwie verstehbar werden muss. Und da war eine Frage, die ich mir auch gestellt habe: Ist das vielleicht meine Aufgabe als Forscherin? Also zunächst »unverständliche Laute« in etwas zu überführen, was verstanden werden kann.² Da besteht natürlich wieder das Risiko, dass ich etwas Hegemoniales reproduziere. Andererseits habe ich vielleicht die Chance neue, transformative Momente sichtbar zu machen?

Merle: In meinem Dissertationsprojekt forsche ich zu geschlechtlicher Uneindeutigkeit, wobei das ein heuristischer Begriff ist; damit ringe ich immer wieder, wie ich das bezeichnen soll. Ich führe narrativ-biographische Interviews mit queeren Personen verschiedenen Alters, die sich auf unterschiedliche Weise selbst verstehen – zum Beispiel nicht-binäre Personen, Lesben oder Butches – und für die geschlechtliche Uneindeutigkeit in irgendeiner Form relevant ist. Ich untersuche, wie

2 Hier lässt sich anmerken, dass nicht unbedingt von einer vollständigen Übersetzbarkeit bzw. sprachlichen Verfügbarmachung aller Artikulationen ausgegangen werden kann.

geschlechtliche Uneindeutigkeit erlebt und gelebt wird und wie sich das biographisch niederschlägt. Auch bei mir geht es um Subjektivierungsprozesse, und dabei interessiert mich vor allem, dass wir heute diesen Begriff und dieses Konzept der Nicht-Binarität haben, womit geschlechtliche Uneindeutigkeit benannt werden soll, womit es aber eben auch zu etwas Bestimmtem gemacht wird. Wenn wir historisch in die letzten Jahrzehnte zurückgehen, ist geschlechtliche Uneindeutigkeit in queeren Kontexten ja kein neues Phänomen, aber es war nicht so spezifisch artikuliert, wie es das heute ist. Das ist natürlich existenziell notwendig, weil es dadurch vermittelbar wird und es eine gesellschaftliche und rechtliche Anerkennung geben kann. Gleichzeitig finden damit aber auf eine bestimmte Weise auch Verengungen und Ausschlüsse statt. Dazu gehört zum Beispiel, dass wir geschlechtliche Uneindeutigkeiten, die es in lesbischen oder auch schwulen Existenzweisen gibt und auch in den 1970er, -80er und -90er Jahren bereits auf sehr präsente Weise gab, nicht mehr als solche betrachten und übersehen. Es wird in queeren Kontexten inzwischen eine starke Trennung zwischen sexueller Orientierung und Geschlecht vollzogen, die historisch relativ neu ist. Empirisch lässt sich diese Trennung – das zeigt sich in jedem einzelnen meiner Interviews – nicht aufrechterhalten. Das bedeutet aber auch, dass geschlechtliche Uneindeutigkeit möglicherweise sehr viel vielfältiger und komplexer ist, als wir das mit dem Konzept der Nicht-Binarität fassen können. Mein Projekt ist stark leibphänomenologisch ausgerichtet, weil ich davon ausgehe, dass Machtverhältnisse »in« den Subjekten wirksam sind und das ist etwas, das meinem Eindruck nach in der Geschlechterforschung wenig berücksichtigt wird. Auch bei Foucault oder Butler geht es ja eigentlich nur bis zu dem Punkt, dass Subjekte als bestimmte Subjekte hervorgebracht werden, aber *wie* das dann konkret »in« den Subjekten wirkt und sich leiblich-affektiv niederschlägt, wird selten untersucht. Ich glaube aber, dass diese leiblich-affektive Dimension zentral ist, um zu verstehen, wie die Geschlechterordnung funktioniert, wie Machtverhältnisse wirken und warum sie so wirkmächtig und so schwer zu verändern sind. Und dass das eine Dimension ist, an der wir *mit* ansetzen müssen, wenn wir etwas verändern wollen und von der andersherum aber auch Veränderung ausgehen kann.

Vor unserem Gespräch habe ich auch noch einmal über den Begriff und das Konzept der Artikulation nachgedacht. Ich sehe eine Gefahr darin, dass der Begriff in Form eines Ausdrucksbegriffes verwendet wird. In folgendem Sinne: Es gibt ein inneres Erleben der Subjekte, das im Außen artikuliert werden muss, was auf unterschiedliche Weisen geschehen kann: durchs Tanzen, durchs Sprechen, durchs Malen usw. Dabei wird zwar die leibliche Ebene mitgedacht, in dem Sinne, dass die verschiedenen Formen der Artikulation, also Tanzen, Sprechen, Malen usw., immer einen leiblichen Aspekt haben. Was aber nicht aufgelöst wird, ist dieser Innen-Außen-Dualismus, also das Ausgehen von einem *inneren* leiblich-affektiven Erleben der Subjekte, das *nach außen* getragen werden muss. Damit landet man dann aber ganz schnell wieder bei einem Essentialismus und einer inneren Wahrheit des Subjekts.

Und ich denke, es muss unbedingt berücksichtigt werden, dass sich diese beiden Dimensionen nicht trennen lassen. In meinen Interviews sehe ich das auch sehr deutlich, dass das eigentlich immer eine Wechselwirkung ist. Ich komme dann selbst auch an sprachliche Grenzen und weiß nicht, wie ich das benennen soll, weil wir so stark in diesem Dualismus denken. Aber das, was Personen spüren, hat ja auch etwas damit zu tun, wie Machtverhältnisse auf die Subjekte oder »in« den Subjekten wirken und es ist wichtig, das mitzudenken.

Diana: Ich überlege gerade, ob es in meinem Denken von Artikulation auch diese Trennung gibt, denn ich denke Artikulation sehr stark von Hegemonietheorien her und mit Stuart Hall. Artikulation ist dann eben auch: Formen finden für so etwas wie Subversion oder Widerstand und gleichzeitig natürlich auch immer im Verhältnis zu hegemonialen Artikulationen, die das dann ja auch überlagern oder durchdringen. Ich würde diese Innen-Außen-Differenz auch gerne einmal weiter ausloten. Also: Wie stark denken wir diese? Und ich würde sagen: Von soziologischen Perspektiven ausgehend ist die Differenz sehr stark, weil sie hilft, bestimmte Klassifizierungen und Kategorisierungen begrifflicher Art vorzunehmen, um auch Gegenstandsbereiche soziologischer Forschung zu unterscheiden. Um ein Beispiel zu nennen: In den letzten vier, fünf Jahren habe ich mit Kolleg*innen aus der Evolutions- und Verhaltens-Biologie zusammengearbeitet. Hier wurde mein soziologisches Denken über diese Differenz stark herausgefordert. Die Biologie-Kolleg*innen reden dann zum Beispiel über eine Ameise, die macht irgendwas Arbeitsteiliges, zum Beispiel Brutpflege, und dann lässt sich dieses Verhalten auch in einen Zusammenhang mit den genetischen Voraussetzungen bringen. Für mich kam dann sofort die Frage nach einem »Innen« der genetischen Ausstattung in der Ameise und einem »Außen« der sozialen Tätigkeit in der Umwelt auf. Die Kolleg*innen verstanden meinen Punkt gar nicht. Wir kamen hier nicht zu einem geteilten Sinn, weil sie zwar zwischen Genen und Verhalten unterscheiden, dieses aber für sie aufs Engste verknüpft ist. Ihre biologische Grenzziehung im Denken liegt nicht bei »Innen«/»Außen«. Vielleicht – und jetzt werde ich vage, weil ich es wirklich nicht verstanden habe – ist es aber auch die Grenzziehung selbst als forschende Praxis, die die Kolleg*innen irritierte.

Sophie: Über diese Grenzziehung des »Innen«/»Außen« habe ich auch noch einmal nachgedacht in Bezug auf die Sinne, weil mir das in dem Kontext sehr deutlich wird. Damit ist für mich die Frage verbunden, was bestimmte Impulse aus der Umwelt, die wir durch unterschiedliche Sinnesmodalitäten wahrnehmen können, in uns auslösen und wie wir das wieder zurück an die Umwelt spielen. Ein Beispiel dafür wäre ein akustischer Reiz, der das Innenohr zum Schwingen bringt, sich als Welle ausbreitet und so in ein elektrisches Signal umgewandelt wird, das dann wiederum über einen Nerv ins Gehirn weitergeleitet wird. Es wird also etwas ausgelöst, das

erst im Gehirn als ein Geräusch entstehen kann. Es ist also nicht ein Geräusch im »Außen« da, sondern es entsteht als solches überhaupt erst »in uns«. Ein weiteres Beispiel sind unsere Nervenbahnen, die Informationen in verschiedene Richtungen schicken. Die afferenten Nervenfasern transportieren Informationen und Reize von der Körperperipherie bzw. von »außerhalb« zum Gehirn. Dort werden die Informationen dann verarbeitet und gehen in efferenten Nervenfasern zurück und wirken dann unter Umständen wieder auf die Umwelt ein, oder auf etwas, das »außerhalb« des Körpers ist. Also eine permanente und untrennbare Wechselwirkung von Umwelt und Selbst und damit Auflösung von Innen und Außen.

Diana: Ich finde daran interessant, dass wir die Möglichkeit haben, das anders zu denken. Bei mir schwingt stark diese Idee mit, dass es an disziplinären Denktraditionen liegen könnte, an denen wir auch festhalten. Genau was du gerade aufgemacht hast, Sophie, würde das ja dann eben auch ein Stück weit infrage stellen. Ähnlich denkt das auch der New Materialism – das wäre eine andere theoretische Strömung, die das ermöglicht. Und du, Merle, hast das ja mit der phänomenologischen Perspektive von Merleau-Ponty aufgemacht, die das kann.

Merle: Ich finde es auch sehr interessant zu sehen, dass die Dinge, die ich der Medizin als einer naturwissenschaftlichen Disziplin zuschreibe, gar nicht unbedingt so sind. Das finde ich jetzt sehr lehrreich für mich. Ich glaube, dass es wirklich auch ein ganz großes Problem der Begrifflichkeiten ist, weil uns entsprechende Begriffe fehlen und weil natürlich diese Dimension des sogenannten »Innenlebens« in unserer Gesellschaft vollständig von der Psychologie besetzt ist. Und die geht nun mal größtenteils von einem »Inneren des Subjekts« und einer »inneren Wahrheit« aus und versteht auch psychische Erkrankungen als etwas rein Individuelles. Natürlich gibt es auch in der Psychologie andere Ansätze, aber die haben in meiner Wahrnehmung geringen Einfluss auf den entsprechenden gesellschaftlichen Diskurs. Ich glaube, dass die Tatsache, dass unser Denken über das »Innere des Subjekts« so stark von dieser Art der Psychologie geprägt ist, mit ursächlich dafür ist, dass wir kaum anders darüber sprechen oder auch nur denken können. Und zur Phänomenologie: Ja, der phänomenologische und insbesondere der leibphänomenologische Ansatz nach Merleau-Ponty kann genau das, denn es ist sein explizites Anliegen, diese Dualismen zwischen Innen und Außen, Selbst und Welt usw. zu überschreiten.

Diana: Diese disziplinären Zuschnitte sind stark und ich habe den Eindruck, dass wir in der Geschlechterforschung genau jetzt immer an diesen Reibungspunkten dran sind. Wir hier in unserer Runde kommen ja auch aus unterschiedlichen disziplinären Verortungen. Wir haben die Chance, das zu überschreiten. Meine Perspektive stammt aus der Soziologie und ist über die enge Zusammenarbeit im Graduiertenkolleg stark durch geisteswissenschaftliche Perspektiven geprägt. Aber auch

in der Zusammenarbeit mit Biologie, Psychologie und Medizin ist mir noch einmal viel klarer geworden, dass Forschende in der Soziologie ein extremes Bedürfnis haben, in ihrer Theorieentwicklung, die ja Empirie basiert ist, Typologien, Klassifikationen und Kategorisierungen vorzunehmen. Also mit anderen Worten: »Schubladen«. Auch ich suche diese Schubladen in der gelebten Forschungspraxis. Das war für die Biolog*innen zum Beispiel viel zu restriktiv. Merle und Sophie, ihr kommt ja von einem Gemeinsamen, eurem Masterstudium Gender & Queer Studies, was ja eher eine Disziplinen überschreitende Perspektive ist. Gleichzeitig kommt ihr in eurem ersten Studium aus einer stärkeren disziplinären Verortung und vielleicht können wir darüber auch noch reden.

Merle: Da muss ich widersprechen. Ich habe im Bachelor Soziale Arbeit an der Technischen Hochschule Köln studiert, und das Studium der Sozialen Arbeit ist hochgradig interdisziplinär. Da hat man neben der Wissenschaft der Sozialen Arbeit unter anderem Soziologie, Recht, Psychologie, Philosophie oder Politikwissenschaft, und ich merke immer wieder, wie sehr mich das geprägt hat. Ich finde es sehr schwierig, disziplinär beschränkt zu denken. Da komme ich ganz schnell an Grenzen, weil ich finde, dass das nicht funktioniert und letztlich alles zusammenhängt. Mich haben dann im Bachelor Geschlechterthemen stark interessiert und ich habe auch die Entwicklung des Gender & Queer Studies-Masters in Köln miterlebt. Für mich war früh klar, dass ich den machen will, und dabei war auch ausschlaggebend, dass dies ein interdisziplinärer Studiengang ist.

Sophie: Ich habe zunächst Medizin studiert und auch kurz als Ärztin in der Psychiatrie gearbeitet und arbeite auch gerade nebenbei noch als Bereitschaftsärztin in der Kinder- und Jugendpsychiatrie. In Köln gibt es in der Humanmedizin einen Modellstudiengang, und da habe ich dann Gendermedizin als Wahlfach gewählt. So kam ich dann mit den Theorien der Gender Studies in Berührung, die mich in den Bann gezogen haben: diese andere Art und Weise über Körper nachzudenken und vermeintliche naturwissenschaftliche Gesetze und Wahrheiten in Frage zu stellen; und dass diese eben auch als Teil von Gesellschaft und nicht nur als Teil von einem »essentiellen Körper«, der einfach da ist und den man einfach auswendig lernen kann, konzeptualisiert wurden. Das hat so sehr mit mir resoniert, dass ich an diesen Punkten unbedingt weiterdenken wollte. Was ich dann aber ganz stark in meinem Master in Gender & Queer Studies wahrgenommen habe: dass zwar immer wieder gesagt wurde, wie toll es ist, dass ich als Naturwissenschaftlerin dabei bin, ich mich aber gar nicht getraut habe, meine medizinische Perspektive einzubringen – weil ich das Gefühl hatte, dass die überhaupt nicht mit den dekonstruktiven Theorien zusammenzubringen ist, die ich im Master kennengelernt habe. Ich hatte das Gefühl, alles, was ich über Geschlecht vermeintlich wusste, dekonstruieren und verlernen zu müssen. Und das hat für mich dazu geführt, dass ich mich von dieser medizinischen

Perspektive eher abgewandt habe. Und in dem Sinne finde ich es oft schwierig, diesen Anschlusspunkten nachzugehen, von denen du gesprochen hast, weil ich wenig Raum dafür empfinde, das zu tun.

Merle: Da kann ich dran anknüpfen, weil ich mich als Person, die Soziale Arbeit studiert hat, im Master auch teilweise an bestimmten Diskussionen gerieben habe. In der Sozialen Arbeit befasst man sich mit Menschen, und da hast du immer folgendes Problem: Natürlich sind Geschlechternormen und Geschlechterordnung konstruiert und nichts Natürliches. Das lässt sich ja auch historisch nachverfolgen. Aber sie wirken ja trotzdem auf die Menschen; die meisten Personen begreifen sich trotzdem als Frauen und Männer, um jetzt mal ein ganz banales Beispiel zu nennen. Und sie rutschen in bestimmte Verhaltensweisen oder eine geschlechtliche Arbeitsteilung hinein, und das lässt sich in meinen Augen nicht ausschließlich durch strukturelle Bedingungen erklären, auch wenn diese natürlich sehr relevant sind. Ich denke, dass dabei auch Vergeschlechtlichungsprozesse eine Rolle spielen, die beispielsweise dazu führen, dass sich Care-Arbeit für viele Frauen potenziell näher anfühlt als für Männer, und sie sich dem dann auch selbst nicht unbedingt entziehen können. Warum habe ich als weiblich sozialisierte Person z.B. Soziale Arbeit studiert und nicht etwas Technisches? Bei den Diskussionen, die wir im Master geführt haben, hatte ich oft das Gefühl, dass es für diese Perspektive wenig Raum gab, weil es immer sehr stark darum ging: Wir müssen dekonstruieren, dekonstruieren, dekonstruieren. Und da kann ich ja grundsätzlich auch mitgehen, aber – und da kann ich den Bogen schließen zu dem, was ich am Anfang gesagt habe – ich glaube, wir müssen trotzdem schauen, wie die subjektive Wirkmächtigkeit dieser Normen funktioniert. Wenn es so einfach wäre und wir Geschlechternormen nur inhaltlich dekonstruieren müssten, dann wäre unsere Gesellschaft längst eine andere.

Diana: Ich habe ganz anders, nämlich in einem Umfeld studiert, wo es eigentlich keine Geschlechterforschung gab und ich mir alles selbst angelesen habe. Ich musste mich nie mit anderen auseinandersetzen – Fluch und Segen liegen da nah beieinander. Dann habe ich auch noch drei recht unterschiedliche Fächer nebeneinander studiert. Das waren Soziologie, Psychologie und Volkswirtschaftslehre. So ähnlich, Merle, wie das, was du gerade in Bezug auf die verschiedenen Disziplinen innerhalb des Studiums der Sozialen Arbeit gesagt hast. Es war oft verwirrend. Und die Brücken, die ich mir da bauen musste – das war auch sehr mühselig. Dadurch ist bei mir auch eine hohe Affinität zu interdisziplinären Kontexten in der Forschung entstanden. Hier fühle ich mich sehr wohl. Nach meiner Berufung an die Fakultät für Soziologie in Bielefeld erlebte ich dann etwas für mich Neues. Durch die Tradition und Bedeutung, die die Soziologie für die Universität hat, wurde ich als Forscherin auf einmal viel stärker als Soziologin adressiert – also disziplinär. Ehrlich gesagt, musste ich diese Disziplinarität erst einmal in mir entdecken. Und das hat dazu ge-

führt, dass ich mich in der ersten Phase auf der Professur stark mit disziplinären Grenzen beschäftigt habe und nun auch ein viel stärkeres Verständnis von Soziologie als Disziplin habe. Das macht auch Spaß, gleichzeitig glaube ich aber – und das habt ihr ja beide auch angedeutet –, dass wir durch unsere Erfahrung in verschiedenen disziplinären, multi- und interdisziplinären Kontexten die Möglichkeit haben, diese Grenze wenigstens zu sehen, zu spüren. Auch wenn wir die Grenzen vielleicht nicht immer überschreiten wollen oder können – aber wir haben ein Gespür dafür. Wir drei, wir haben viele Gemeinsamkeiten, zugleich kommen wir aus unterschiedlichen Denktraditionen. Für mich hat jetzt im Gespräch das Gemeinsame überwogen. Es ist schön zu spüren, dass wir ein Gemeinsames haben.

Merle: Es gibt immer etwas Gemeinsames, davon bin ich überzeugt.

Sophie: Das ist doch ein guter Schlusssatz.

Literatur

- Haraway, Donna (2018): *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, übers. von Karin Harrasser, Frankfurt a.M.: Campus.
- Rancière, Jaques (2002): *Das Unvernehmen. Politik und Philosophie*, übers. von Richard Steurer, Berlin: Suhrkamp.